

Bezugs-Preis
In Halle und Umgebungen 2,50 M.
In den übrigen Provinzen 3,00 M.
Ausland 3,50 M.
Vierteljahr 7,50 M.
Halbjahr 13,00 M.
Jahrespreis 25,00 M.
Postgebühren sind extra zu zahlen.

Halle'sche Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die halbjährige Werbung...
Für die vierteljährliche Werbung...
Für die monatliche Werbung...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 57.

Halle a. S., Freitag 24. Januar 1896.

Gerichtlicher Anzeiger
Halle a. S., Leipzigerstraße 57.

Ist ein Invasionsversuch in England möglich?

Hoffentlich nicht „aktuell“, aber doch in Betracht der Zeitverhältnisse besonders interessant ist ein Aufsatz über „Invasionsversuche in England“, den der Hauptmann A. Luitz als Generalstabes der Armee Hr. v. Lüttich in seinen im Militär-Wochenblatt veröffentlicht. England glaubt sich gegen feindliche Einfälle gesichert, hauptsächlich deshalb, weil bisher keine Invasion gelungen ist, indem alle es auf sein festes Staatsgebiet und das Uebergehoer zur See pocht.

Der Verfasser thut nun an der Spitze der Kriegs- und politischen Geschichte hier, daß alle drei Momente das englische Sicherheitsgefühl nicht rechtfertigen. Um das politische vorzugehen, so wird man die Vermuthung nicht unbegründet finden, daß in der Zukunft jede Invasion an Irland einen Verbündeten ebenso gewiß finden wird, als die früheren Invasionspläne von der geographisch geimten Insel aus gefördert worden sind. Die englische Seemacht ist zwar stärker als die irgend einer Festlandsmacht, aber schon der Koalition Englands und Frankreichs gegenüber ist diese Uebermacht nicht mehr vorhanden. England muß zur Vertheidigung seines überseeischen Besitzes einen großen Theil der Flotte an fremden Küsten stationiren und gegenüber einem Invasionsversuch ist es darauf ankommen, wer auf dem entscheidenden Kriegsschauplatz, im Kanal, die Uebermacht hat. Frankreichs Kanalflotte ist an und für sich schon der englischen ebenbürtig, tritt eine russische, vielleicht auch ein Theil der deutschen Flotte, berücksichtigt man, wie sehr durch den Kaiser Wilhelm-Kanal eine Vereinigung dieser Flotten erleichtert würde, so muß die Uebermacht Englands auf dem Schauplatze der Hauptentscheidung problematisch erscheinen, dem wird allerdings hinzugefügt, daß England „mächtige Anstrengungen“ macht, seine Seemacht zu vergrößern.

Was nun das Eintreten der bisherigen Invasionsunternehmungen anlangt, so läßt der Verfasser nur eine einzige als ernstlichen Versuch gelten: das der Armada Philipp's II. von Spanien im Jahre 1588. Das Heerflotten-Unternehmen wird auf eine durchweg verfehlte Anlage zurückgeführt. Die von einem Laien im Seeeweise geführte spanische Flotte kam ohne das Invasionsheer, das vor Newport und Dünkirchen stand, an die englische Küste, um dort die englische Flotte zu schlagen und hierauf erst das Invasionsheer an der französischen Küste aufzunehmen und mit ihm zur Landung nach England zurückzuführen. Die englischen Schiffe entgingen sich der spanischen Angriffs auf hoher See, im Kanal wurden die großen spanischen Fahrzeuge den kleinen, vortheilhaft gesteuerten, mit dem eigenen Meere vertrauten englischen Schiffen nicht zu folgen wagen, und es entschloß sich der spanische Heerführer, das Invasionsheer herbeizufahren, obwohl die feindliche Flotte noch intact war. Nun ging die englische Flotte zum Angriff über und verzeitelte, begünstigt durch den Wind, der es zu einem gesloffenen Kampf nicht kommen ließ, und die schlechte Steuerung der unbeholfenen feindlichen Schiffe, die zweite Fahrt der Armada nach der englischen Küste. Das Invasionsunternehmen war gescheitert, aber nicht, weil die Spanier durch die Engländer verhindert waren, Truppen zu landen, sondern weil, als sie — in der Höhe von Plymouth — lagen im Stande gewesen, das Landheer nicht zur Stelle war und auch keine Transportflotte, die es hätte heranzubringen können, zur Verfügung stand. Noch dreimal war eine Invasion geplant, aber nicht ausgeführt.

Im Jahre 1690 wurde der vertriebene König Jakob II. seinen Verbündeten Ludwig XIV. zu einer Landung zu bestimmen. Dieser glaubte jedoch mit einer solchen seiner Politik nicht gebiet und beschränkte sich darauf, Jakob mit 1000 Mann, einer viel zu schwachen Streitmacht, nach Irland überzusetzen zu lassen. Die Landung gelang, aber nicht die Bildung eines Heeres von Genuesen, das Wilhelm von Oranien genöthigen konnten war. Jakob wurde geschlagen und mußte abermals aus dem Lande fliehen. Sein Sohn feuerte 1708 gegen die englische Küste, um dort zu landen, kehrte aber um, als eine englische Flotte sichtbar wurde.

Napoleon I. endlich hatte im Jahre 1805 die Eroberung Englands in einer schongemachten Weise vorbereitet, die, wenn auf die Ausführung übertragen, nach des Verfassers Meinung „freilich nur unter der Voraussetzung, daß Frankreichs Grenzen alle ruhig blieben“. Napoleon wahrcheinlich rief in den Stand gesetzt hätte, den Frieden in London zu diktiren. Er traf jedoch vor der entscheidenden Stunde Dispositionen, die Mar. Tupper, den sich der Verfasser angeschlossen, den Beweis liefern, daß es dem Kaiser der Franzosen zu jenem Zeitpunkt überhaupt gar nicht mehr Ernst war mit der Invasion, daß er nur nach einem Vorwande suchte, sie ganz zu unterlassen. Nicht weil er von der Unmöglichkeit einer solchen Unternehmung überzeugt war, er hat sich oft vor 1804 in klarer Weise über die Durchführbarkeit ausgesprochen. Aber er mußte nach seiner Proklamation zum französischen Kaiser 1804 ganz sichere und schnelle Erfolge haben und hoffte lieber in einem Feldzuge davon zu erringen.

Der Verfasser kommt zu dem Schlusse: „Gewagt war eine Invasion nach England immer, unmöglich nicht. Die Unangreifbarkeit Englands ist eine Fiktion. Durch die Einführung der Dampfkraft und Elektricität in den Verkehr haben sich seit 1805 die Verhältnisse weithin zu Ungunsten Englands verkehrt. Die Verarmung und schnelle übertragende Ueberführung der Angriffsarmee ist dadurch wesentlich erleichtert worden.“

Deutsches Reich.

* Gestern Vormittag machten beide Majestäten den gewöhnlichen gemeinsamen Spaziergang im Tiergarten. Nach Mittage von demselben hörte Se. Majestät die Vorträge des Kriegsaministers Brionart und Schellenborn und des Chefs des Militär-Cabinet's General der Infanterie von Sabinet, sowie des Ministers des Hauses von Mebel. Am Abend um 7 Uhr fand im Schloße der Ihren Majestät das übliche bereits erwähnte Besprechungs-Büro statt. Heute will der Kaiser sich nach Potsdam zur Befichtigung der Rekruten des 1. Garde-Regiments a. S. im langen Thal begeben.

* Am nächsten Montag vollendet Kaiser Wilhelm sein 37. Lebensjahr. Zur Feier des Tages werden schon jetzt umfangreiche Vorbereitungen getroffen. Der frühe nationale Schwung, der seit einiger Zeit durch unser ganzes öffentliches Leben geht, wird auch bei diesem patriotischen Anlaß in die Erziehung treten.

* Die „Allg. Chronik“ meldet, hat Kaiser Wilhelm der Königin Victoria und der Prinzessin Heinrich Battenberg sein Weib anlässlich des Ablebens des Prinzen Battenberg ausgedrückt. Nach einem Telegramm aus London hat der Hof sechs Wochen Trauer angeordnet.

* Die Ausjüngung zwischen dem Kaiser und dem Prinzen Friedrich Leopold hat der Großherzog von Baden vermittelt, der auch schon in früheren Jahren als Friedensstifter gewirkt hat, wenn es sich um Differenzen zwischen hochgestellten Personen gehandelt hat. Die Heile des preussischen Heeres dürfte in den ersten Tagen des Monats Februar angeregt werden.

* Das letzte über das Befinden der Großherzogin von Oldenburg veröffentlichte Bulletin lautet: „Anhaltender Schlaf behütet die Großherzogin vor dem Empfinden ihres Leidens; Nahrung wird nicht genommen.“

* Anknüpfend an die Rede, die Herr von Bennigsen auf dem Reichstag der national-liberalen Partei zur Feier des 18. Januar gehalten hat und in welcher es hieß, Bismarck sei schon der lebendigen Verhe eine historische Persönlichkeit geworden, ein Stück unseres Volkslebens, welches seine Bedeutung behalten und festhalten werde in den Entschickungen und Handlungen unseres deutschen Volkes. Jahrelange lang, fürstlich das Hamburger Organ des Fürsten Bismarck: „Am Interesse von Reich und Volk ist zu wünschen, daß sich letztere Annahme des Herrn von Bennigsen nicht dembehalte. Teufel und sein Reich sind dann sowohl vor Schwäche nach innen oder außen wie vor der Gefahr bewahrt bleiben, die Fürst Bismarck in seiner Reichsrede vom 6. Februar 1888 schilderte, indem er äußerte, daß jede Großmacht, die außerhalb ihrer Interessensphäre auf die Politik anderer Länder zu drücken und einzuwirken suche, Macht und nicht Interessenspolitik treibe und auf Prestige hin ausschaffe. Auch die Fragen, die der deutschen Politik auf internationalen Gebieten gestellt sind, werden ihre richtige Lösung nur finden, wenn sie vom Standpunkte der deutschen Interessen behandelt und von Berücksichtigung der deutschen Macht- und Befriedigungsbedürfnis frei gehalten werden. Die Hauptaufgabe der deutschen Politik wird auch in der nächsten Zukunft immer darin bestehen, den Frieden zu sichern und die innere Entwicklung vor Störungen zu bewahren. Auswärtigen Interessen, wie sie Frankreich, B. vielfach unternommen hat, um dem nationalen Ehrgeiz zu schmeicheln, um Eroberungsgelüste oder auch dem Abenteuerehrentum der Regierung zu dienen, widersprechen den Gesichtspunkten, von denen jede deutsche Politik, wenn sie nicht unter der Bedingung des Friedens und des Wohlstandes nur zu wünschen, daß auch in der Zukunft nichts versucht wird, was außerhalb ihrer Bestimmung liegt, die vorhandenen deutschen Interessen zu wahren, den Frieden und die Prosperität des Reiches zu fördern.“

Wir glauben, daß Deutschland noch genug mit sich selbst zu thun hat und deshalb vor der Versuchung bewahrt bleiben muß, sich einseitig, sobald irgendwo in Europa oder sonstwo etwas los ist. Wenn irgendwo Ereignisse eintreten, die unser Interesse, unsere Gewissheit oder Aufregung erwecken, aber deutsche Politik nicht betreffen, so wird es von der deutschen Politik nicht richtig und zweckmäßig gehandelt sein, immer erst abzuwarten, was die zunächst beteiligten Mächte thun und sich danach einzurichten. Das Vordringen in solchen Fragen, aus der Nachbarschaft in den Vorkan, erzeugt stets Unruhe, die, wenn nicht sofort, doch im weiteren Verlaufe der Dinge sehr zu fühlen müßig werden. Man kann verheißener Ansicht darüber sein, ob es richtig ist, wenn außerhalb der amtlichen Reichspolitik oder durch die Presse deutsche Parteimaneuvre für Ereignisse eintreten, die unser Interesse nicht direkt betreffen, jedenfalls ist es in der Situation unseres Landes und der Befindlichkeit seiner Interessen begründet, daß es bei uns noch mehr als in jedem anderen Staate vermieden wird, einseitige Parteimaneuvre in der amtlichen Politik zum Ausdruck gelangen zu lassen und früher Stellung zu nehmen, als dies nach den eigenen Interessen des Reichs erforderlich erscheint. Ebenfalls sind wir der Ansicht, daß, wenn der Wunsch des Herrn v. Bennigsen erfüllt wird und der Bismarck'sche Geist die politischen Entschickungen unserer Nation leiten und beeinflussen soll, dies ein großes Maß von Entschickung gegenüber dem Antriebe voraussetzt, in auswärtigen Unternehmungen, auch wenn diese deutsche Interessen nicht direkt betreffen, Partei zu ergreifen.“

* Der schlesischen Landwirtschaftskammer soll sofort nach ihrer Konstituierung ein Gesuchentwurf zur Begutachtung unterbreitet werden, der die Einführung einer allgemeinen obligatorischen Versicherung gegen Verluste, die Viehsterb und Schweinen durch Seuchen oder andere Krankheiten erleiden, vorzieht.

* Ueber die Befragungen, welche über die Veranlassung des Entwurfs des bürgerlichen Gesetzbuchs im Reichstag gepflogen worden, werden verschiedene Mittheilungen ver-

breitet, welche der Korrektur bedürfen. Unridrig ist vor dem, sowohl eine Revision, es soll die ganze Vorlage wie die andere, daß nur einzelne Materien an die zu bildende Kommission gemittelt werden sollen. Nichtig ist nur, daß am Mittwoch Abend eine vertrauliche Aussprache von Vertretern der Fraktionen stattgefunden hat und daß diese, soweit es möglich war, bereits Bericht erstattet haben. Bestimmte Beschlüsse sind noch nicht gefaßt, dies wird erst geschehen, wenn in der nächsten Woche, vielleicht am 27. oder 28. Januar, die Vertreter nochmals, nachdem sie mit den Parteifreunden Rücksprache genommen, berathen haben. Ebenfalls herrscht der Wunsch vor, den Abschluß des großen Werkes thunlichst zu beschleunigen; deshalb ist auch beschlossen worden, die Verhandlungen im Einzelnen bis jetzt zu behandeln, um jeder Sitzung durch vorzeitige und unzutreffende Mittheilungen vorzubeugen. Eine weitere Frage, die in der Vertrauensminderung in Anregung gebracht wurde, ist die der Stärkung der Kommission. Von den Vertretern der kleinen Parteien wurde eine solche von 21 Mitgliedern verlangt. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß man den Fraktionen vorzulegen wird, sie nur aus 21 Mitgliedern zusammenzusetzen, darin jedoch auch den Parteien eine Vertretung zu gönnen.

* Aus der Uebersicht der von der Staatsregierung auf Anträge und Resolutionen des Reichstages aus der vorigen Tagung gefaßten Entschickungen ist nur die Mittheilung zu ersehen, daß die in einer Resolution erbetenen niedrigen Aushänge für lebendes Vieh am 1. Oktober 1895 im Gesamtgebiete der preussischen Eisenbahnen zur Einführung gelangt sind.

* Wie schon erwähnt, hat sich Eugen Richter veranlaßt gefühlt, den Versuch zu machen, die Angriffe des Finanzministers Miquel in der Denkschriftung des Abgeordnetenhauses, durch einige Artikel in der Kreuzzeitung zu parieren. Ob es dem freimüthigen Volkstribunen gelungen ist, die Position, aus der er durch die Schlagsfertigkeit Dr. Miquel gemannet wurde, wieder zu nehmen, mag aus folgender Thatsache beurtheilt werden:

„Herr Eugen Richter wird in der „Frei. Sig.“ nachgerühmt, daß er die Dedung für den steigenden Ausgabebedarf in der Einführung einer Brantweinsteuer vorgeschlagen hat, als aber die Einführung der Brantweinsteuer nicht durchzuführen war, wieder zu nehmen, mag aus folgender Thatsache beurtheilt werden:

Ebenso wird Herr Richter nachgerühmt, daß er die Einführung der zweijährigen Dienstadt vorgeschlagen hat, als diese aber militärisch unmöglich und deshalb vorgeschlagen war, den Sozialreformen die Verträge nicht lebensfähig herbeiführt als Herr Eugen Richter, der den Kampf um dieselbe zugleich zum Kampf für die Parlamentarität steinern wollte.

Als die einzig richtige Normel zur Sicherung einer Isolation der Reichspolitik die Quotifikation der direkten Steuern bezeichnet. Aber Herr Eugen Richter hat nicht nur der Neuordnung der Einkommensteuer, welche die notwendige Voraussetzung für jede Art von Quotifikation bildet, wiederzueröffnen sondern auch die Einbringung des Anlages einer Quotifikation der Einkommensteuer in dem Besetze von 1888 durch den Antrag auf Beseitigung des Erbes der nach dem Erbe von 1888/91 außer Hebung zu folgenden drei Monatsraten der Einkommensteuer und zweier Jahre, einer Monatsrate der ersten Stufen der klassifizierten Einkommensteuer vertheidigt.

Wit großer Schärfe wird endlich gegen die Vergütung der Reichsbeamten, die Staats- und Staats- und Kommunalbeamten, durch die Klausel Kautschinken und die zwei Punkte polemisiert; allein Herr Eugen Richter hat gegen die Verlesung, welche die zwei Punkte betreffen haben, ebenso starke Exposition gemacht, wie jetzt gegen die Schwärzung der Finanzen des Reichs und Westens.

Das wird für heute genügen.

Parlamentarisches.

In den letzten Jahren hind wiederholt gerichtliche Erkenntnisse von der Voraussetzung des sog. ambulanten Zustands der Presse ausgegangen, d. h. von der Annahme, daß ein veranwortliches Redakteur überall da gerichtlich verfolgt werden dürfte, wo sein Blatt gelesen wird. So ist z. B. der Herausgeber dieses Blattes, dessen amtliches gerichtliches Domizil Berlin ist, wegen Verleibung eines anderen, in Heise domizilirt in Kallenberg verurtheilt worden. Dieser Außenzustand wird von der Presse drückend empfunden; und da gerade jetzt dem Reichstage eine wichtige Vorlage vorliegt, soll der Versuch gemacht werden, ihn durch ein Amendement zu beilegen. Der Verein Berliner Presse hat gegen den Entwurf des Reichstags gefaßt, deshalb eine Petition an den Reichstag zu richten. Man nimmt an, daß die anderen namhaften literarischen Organisationen im Reichsland entweder diese Petition annehmen oder in gleichem Sinne selbstständig vorgehen werden.

Wirkung der Grundrentenabfindung. Wieder dem Reichstage noch den Abgeordnetenhaus ist eine Entschickung der Staatsregierung über den von beiden Häusern des Reichstages angenommenen Antrag auf Aufhebung der Bestimmungen über die Rückzahlung der Grundrentenschuldung ausgegangen. Die Staatsregierung ist somit überhaup nicht in Stellung zu dem Antrage gekommen zu haben. Was der Finanzminister Dr. Miquel bei der Einbringung des Antrags im Abgeordnetenhaus sagte, ließ darauf schließen, daß die Regierung den Antrag nicht annehmen geneigt sei, sondern nur in einer Denkschrift die Gründe darlegen werde, nach denen sie künftighin die Erhebung der grundrentenabfindenden Entschickungen annehmen werde. Es steht zu erwarten, daß in beiden Häusern des Reichstags die Regierung befragt werden wird, wie sie sich zu dem Antrage zu stellen gedenke. Sie wird bindende, empfindliche Entschickung noch nicht erfolgt, so möchte wir noch einmal dringend davor warnen, die Anträge abzulehnen. Die Aufhebung der Rückzahlungspflicht ist keine Preisgabe, sondern eine Forderung des Rechts. Wenn die Regierung diese Forderung des Rechts aus fiskalischen Gesichtspunkten unbeachtet läßt, so darf sie sich nicht darüber wundern, daß im Lande die Verfassungsmäßig, die ohnehin groß genug ist, bestift und vermehrt wird.

Der Oberlandesgerichtsrath **Wahn** aus Posen, zur Zeit Vicepräsident des Reichstags, als als Kammergerichtsrath an das Kammergericht versetzt worden. Das Reichstagsamt deselben erledigt die Regierung. Die **Interparlamentarische Fraction des Hauses der Abgeordneten** wählte am Mittwoch in den Vorland die Abgeordneten **Barthelemy, Pöhl, Frhr. v. Erffa, Graf v. Heydendorff, von der Loh, Graf Knap, Graf v. Radowitz, Graf v. Scharnowitz, v. Neumann und Meyer** zu Stellvertretern.

Die **Subcommission des Reichstags** hat gestern Vormittag in der Beratung des Militäretats ein und zwei neue Beschlüsse. Ein Einnehmen der Militärverwaltung für Rechnung aller Bundesstaaten, mit Auschluss von Bayern, sind 889,651 M. angelegt, ein Einnehmen der Militärverwaltung für Rechnung aller Bundesstaaten 1,272,607 M. Die Fortdauernden Ausgaben sind mit 372,095,617 M. (darunter 437,840 M. für die Militärverwaltung), gegen 1895-96 mehr 4,444,940 M. angelegt. Die einmaligen Ausgaben des ordentlichen Etats sind mit 33,910,457 M., des außerordentlichen Etats mit 10,753,633 M. ausgeworfen. Die Verhandlung begann mit Kap. 24 (Geldverpflichtung der Truppen 123,461,986 M.), Tit. 2 (Militäretats 2,728,195 M.).

Italien.

Ranuccio Agliardi als Vertreter des Papstes bei der Moskauer Konferenz.

Wie der Agt. aus Rom berichtet wird, erzählt sich zwar die Meldung, dass der Ranuccio Agliardi in Wien ausreisen sei, doch scheint die Vermuthung dieser Art nicht zu sein. Die Besetzung der Kreise mit der Frage der Ernennung des Ranuccio Agliardi zum Kardinal aufzunehmen. Es wird nämlich geltend gemacht, dass nach den bestehenden Gesetzen mit einer solchen Sendung niemals ein Kardinal beauftragt werden sei, dass daher Ranuccio Agliardi, falls er zum Kardinal ernannt werden würde oder, falls er früher ein Kardinalamt erhalten sollte, mit der Vertretung des Papstes in Moskau eine andere Persönlichkeit zu beauftragen wäre.

England.

Jur gegenwärtigen Stimmung in England gegenüber Deutschland.

Derzeit hat der Hof, Agt. aus London, Times veröffentlicht, dass die Haltung der englischen Regierung die allmähliche grobe Verwilderung Z. W. des Hofes und des deutschen Hofes in den Londoner Kreisen protestirt. Auch in den Straßen und in öffentlichen Lokalen werden Deutsche, wenn sie sich durch Deutschsprechen als solche zu erkennen geben, grüßlich beleidigt, Mißhandlungen von Personen der besten Stände. Dies kann als eigener Wahrnehmung bezeichnet werden.

In der englischen Staatskunst

steht man das Prinzip der ehemaligen Sprachsprossigkeit ableiten zu wollen. Ihre Schritte vorwärts zu friedlicher Verständigung, einen Schritt rückwärts zu kriegerischem Gebahren, das man am Anfang des Cabinets Salisbury betrachtete. Der Kriegsminister Lansdowne erklärte gestern Abend in einer Rede in Salisbury, dass man fortfahren werde die Verhandlungen der Mächte weiter zu betreiben. — Rüstungen gegen von.

Der Wunsch als Vater des Gedankens.

Der Ball-Mat-Gaule erhebt von ihrem Konstantinopeler Korrespondenten die Meldung, dass gestern zwischen der Türkei und England ein Schutz- und Trugbündnis abgeschlossen sei, und zwar auf Grund der Bestimmungen des Vertrages von Nis. Dieser Vertrag sei in Petersburg ratifizirt worden, und dort seien auch die Artikel eines bereits gegenseitig ausgetauschten. Ferner wird noch hinzugefügt: Der französische Botschafter bei der Hofe, Cambon, hatte gestern eine weitläufige Unterredung mit dem Sultan. Es wird daraus gefolgert, dass auch Frankreich diesem Bündnis beitreten möchte.

Schließlich ist die von seiner Rede die bisher besessene Macht mit um so größerer Vortheil aufzunehmen, als sie aus englischer Seite kommt, und gerade die englischen Meldungen sind in letzter Zeit wiederholt als sehr unzuverlässig erwiesen haben. Sollte die Nachricht aber in der That sich bestätigen, so würde sie nur eine neue diplomatische Niederlage Englands bedeuten, und die politische Lage der englischen Welt sein, bei der das große Wort und die Thaten, das Wollen und das Können beifällig sich in einem so lehrreichen Widerspruch befinden. (Die Red.)

Spanien.

Auf Cuba wollen die Spanier noch wieder ein Gefecht gewinnen haben. Nach einer amtlichen Depesche aus Havanna griff Oberst Vienna in der Nähe von Rodolfo eine Schaar von 1200 Aufständischen an. Die Spanier nahmen die feindlichen Stellungen. Die Aufständischen verloren 12 Tote.

Russland.

Bekämpfung bleibt abzuwarten. Von glaubwürdiger Quelle verläuft, zwischen dem Grafen Schadow und dem Generalstabsoberst des Kaiserlichen Militäretats des Generalstabes ein Zwist ausgebrochen. Pugreski wollte weitgehende Vorbereitungen für den Kriegsfalle anordnen, Schadow aber dagegen, weil Deutschland und Oesterreich dadurch unangenehm berührt werden könnten. Man ist auf den weiteren Verlauf der Angelegenheit sehr gespannt.

Portoricenser.

Die **Begeisterung für die Monroe-Doktrin** hängt am nachzulassen. So erklärte im Senat Walcott, ein hervorragender Republikaner, in längerer Rede, es sei niemals beabsichtigt gewesen, die Monroe-Doktrin auf amerikanische Staaten außer den Vereinigten Staaten anzuwenden, ausgenommen wenn die Integrität der letzteren bedroht werde.

Die Bildung der Venezuela-Kommission sei eher als eine Drohung anzusehen, denn als eine Versicherung. Die meisten südamerikanischen Staaten seien für Selbstregierung durchaus ungenügend, besonders Venezuela, welches seine Freiheit theilweise britischen Besitzende verlor. Er hoffe, die Grenzlinie werde so bestimmt, dass die Engländer die Goldfelder ausbeuten könnten, ohne des Schatzes der Völkervereinigung unterworfen zu sein. Es hoffe, England und die Vereinigten Staaten würden allseitig als Brüder aufzutreten. — Von dem Publikum auf den Galerien wurde die Rede mit lauten Beifall begrüßt; Walcott wurde von vielen Senatoren begrüßt.

Deutscher Reichstag.

Der Reichstag erledigte gestern zunächst den Etat der Postverwaltung. Der **Abg. v. Jandzowski** (Polen), eingehend über die jüngste Erklärung des Unterstaatssekretärs Dr. Fischer, über die er auch eine Genugthuung ausdrückte, ermutigt, erneuerte die dreifache Behauptung über den Beitritt von Postbeamten zum Verein zur Förderung des Deutschthums in den Dinarzen. Leider wurde die Gelegenheit vom **Staatssekretär des Reichspostamts** nicht zu einer Nachholung des Berichtes seines Vertreters benutzt. Herr **v. Stephan** beantragte sich, die von dem politischen Abgeordneten theilweise ätzende Kennerung des Herrn Dr. Fischer vollständig wiederzugeben. Eine Zurückweisung der politischen Annahme erfolgte erst durch den folgenden Redner **Abg. Dr. Baasche** (nassau). Beim Extraordinarium erlaub sich der übliche Satz darüber, ob die Post zu Luxus oder nicht. Er hatte diesmal noch weniger praktische Behauptungen als sonst, das Haus entließ

war, gemäß dem Antrage seiner Commission alle Posten des Extraordinariums in der von der Regierung geforderten Höhe zu bewilligen, was auch geschah. Ein Antrag **Reuner** (nassau), Stellungen abzugeben, und die dadurch verfügbare werdende Summe zu Individualentschädigungen zu verwenden, wurde abgelehnt. Es wurden sodann erledigt die Etats der Reichsdruckerei und des Reichstags.

Bei dem **Posten** behalt des Reichsanwalts erklärte **Fürst Hohenlohe** auf eine Anfrage des **Abg. Dr. Barth** (freis. Vereinig.) nach dem Schicksal der Währungs-Konferenz: Ich bin zu meinem Bedauern nicht in der Lage, die gewünschte Auskunft heute zu geben. Ich werde aber in der nächsten Zeit eine Erklärung über die Stellung der verbundenen Regierungen in dieser Angelegenheit abgeben können. Hierauf knüpft sich zunächst die Währungs-Debatte zwischen **Abg. Dr. Barth** einerseits und den **Abg. v. Karadoff** (Hr.) **Graf v. Limburg-Sturum** (nassau) andererseits, die nachzu einer höchst interessanten persönlichen Auseinandersetzung zwischen den beiden erwähnten Abgeordneten aus. Letzte: Etat des Reichsamts des Innern.

22. Sitzung am 23. Januar.

Tagesordnung: Etat. Am Tische des Bundesrats sind anwesend die Staatssekretäre **v. Voith** und **v. Stephan**.

Präsident Frhr. v. Bülow eröffnet die Sitzung um 1 1/2 Uhr. Die Verhandlung des Etats der Postverwaltung wird beim Titel „Unterbeamte“ fortgesetzt.

Der **Präsident** macht darauf aufmerksam, dass die Debatte über die Sonntagsruhe geschlossen ist und man jetzt den Titel „Unterbeamte“ befreit.

Abg. v. Franz erklärt, dass er dann von der Arbeit der Unterbeamten sprechen möchte, nicht von denjenigen der Oberbeamten, welche den Sonntag meist zur Sonntagsjagd benutzen. Der Reichstag müsse die Postverwaltung dringend auffordern, einen Wandel herbeizuführen.

Der **Präsident** erwidert dem Redner dringend, endlich auf die Gehaltsverhältnisse der Unterbeamten zu kommen.

Abg. Franz beantwortet dann eine bessere, entsprechende Befriedigung der Unterbeamten und günstiger Urlaubsverhältnisse.

Abg. Webel (Soz.) befragt sich, dass die Postunterbeamten zu häuslichen Diensten der Postämter herangezogen werden. Die Unterbeamten, die in der Regel in den Postämtern abdingen, auf ihre Beförderung, Bezahlung, Gratifikationen z. Einfluss hätten. Ferner würden Zeit und Arbeitskraft der Postbeamten zu sehr in Anspruch genommen und sie viel zu schlecht bezahlt.

Abg. Franz (nassau) behauptet, die Schäden bei der Postverwaltung hätten im Laufe der Jahre sehr zugenommen. Die Durchführung der Sonntagsruhe lasse jedoch bei den meisten Postämtern viel zu wünschen übrig.

Der **Präsident** überlässt die Entscheidung des Reichstags der Behauptung ein, dass eine Ueberbürdung der Post-Unterbeamten stattfindet. Die Vermehrung der Arbeitskräfte habe mit der steigenden Arbeit gleichen Schritt gehalten, wie die Mehrforderungen der letzten Jahre beweisen. Die Zahl der einkommensreichen Beamten habe sich vermehrt um 31 pCt. bis 68 pCt. Die Verhältnisse aus dem Remunerationssondens erfolge nach gleichen Grundsätzen für ober- und untere Beamte, im Ganzen hätten 48,000 Beamte Remunerationen erhalten.

Abg. Dr. v. Jandzowski kommt auf die Angehörigkeit vieler Postbeamten zu der Postverwaltung als Beamten des Reichstagsamt zurück; er habe durch seine Anregung seinen Wunsch eines Eingetretens der oberen Behörden erreicht.

Staatssekretär Dr. v. Stephan betont, dass der Unterstaatssekretär Dr. Fischer zwar den Beamten eine gewisse Zurückhaltung anerkennen habe, der Reichstag habe aber den Wunsch des Reichstagsamt zurück; er habe durch seine Anregung seinen Wunsch eines Eingetretens der oberen Behörden erreicht.

Staatssekretär Dr. v. Stephan betont, dass der Unterstaatssekretär Dr. Fischer zwar den Beamten eine gewisse Zurückhaltung anerkennen habe, der Reichstag habe aber den Wunsch des Reichstagsamt zurück; er habe durch seine Anregung seinen Wunsch eines Eingetretens der oberen Behörden erreicht.

Abg. Dr. Baasche (nassau) weist Behauptungen des **Abg. v. Jandzowski** über die Zahl der Beamten auf Befriedigung des Reichstagsamt zurück und nimmt den **Abg. von Hammer** gegen verschiedene Bemerkungen desselben Redners in Schutz.

Abg. Webel bezieht sich nochmals über die Anstellung der Unterbeamten. Die Zeit bis zur einkommensreichen Anstellung sei viel zu lang. Die eingehende Debatte über den Postetat sei hier bereits in der Sitzung erledigt.

Staatssekretär Dr. v. Stephan citirt eine französische Zeitung darüber, wie in französischen Parlament der Postetat behandelt werde und man dort darüber denke. Doch wolle er gegen eine eingehende Debatte aus nichts einwenden. Die Angaben des **Abg. Webel** über die Anstellungsverhältnisse entsprechen nicht den Thatfachen.

Der Herr Reichsanwalt **Fürst v. Hohenlohe**, **Schilling** und **Staatsminister Reichert** von **Walschall** erscheinen im Saal. Die Diskussion wird hierauf geschlossen und das Kapitel abgelehnt.

Die bevorstehenden Ausgaben werden in allen Titeln genehmigt. Die einmaligen Ausgaben empfiehlt die Kommission ohne Abänderung ebenfalls zu bewilligen.

Abg. v. Reiziger (nassau): Es liegt uns hier der leere Fall vor, dass die Kommission in Westfalen einige Postämter gefunden hat, deren Namen nicht politischer Freunde sein zu erklären, dass mit einigen Postämtern eine größere Sparsamkeit gebracht hätte. Es sind für Bauten, die man nur als Luxusbauten bezeichnen kann und die nur den großen Städten zu Gute kommen, 12 1/2 Millionen ausgelegt. In der Kommission haben wir versucht, einige Einschränkungen vorzunehmen, ohne unsern Antrag zu finden. Hier im Plenum werden wir keinen Antrag auf Einschränkungen stellen; wenn solche aber von anderer Seite eingebracht werden sollten, so werden wir sie einer sachlichen Prüfung unterwerfen.

Staatssekretär v. Stephan. In früheren Jahren hat das Extraordinarium mit 27 Millionen den Posten des Reichstagsamt betragen, was nun 228 Prozent. Die Deutsche Reichspostverwaltung baut noch lange nicht so teuer und luxuriös, wie die Postverwaltungen in anderen Ländern. Das Postgebäude in Liverpool kostet z. B. 5 Millionen.

Abg. v. Schmalz (Wärzburg) (Centr.): Ich stimme dem **Abg. v. Reiziger** durchaus bei, auch ich hätte gern bei den Postbauten größere Sparsamkeit gesehen.

Abg. Ringen (Centr.): Es kann ja dahingestellt bleiben, ob der Staatssekretär des Reichspostamts oder der des Postamts auf die Sparsamkeit hingewirkt hat; hauptsächlich bewegen sich die Postbeamten auf dem Gebiet der Postverwaltung, während dem unbedingten Nothwendigen und zu großem Luxus, und wir glauben sie darum bewilligen zu sollen.

Abg. Einger (Soz.): Es ist auffällig, dass die Konventionen und einzelne Stellen zum Centrum gehören bei der Post. So ist es in der Postverwaltung, während in der Marine und dem Eisenbahnen Millionen benötigt, ja die Regierung zu Mehrforderungen förmlich aufzufordern. Niemand im Hause hat an besonders prunkvolle Postgebäude ein besonderes Interesse, aber diese Bauten liegen in allen Städten an den Hauptverkehrspunkten und dürfen der Verwaltung keine Schande machen. Außerdem hat das Reich die Pflicht, auf diesem Gebiet den Postbeamten ein gutes Beispiel zu geben, und die Bauherren vor sich die Möglichkeit auszunutzen zu bekräftigen.

Abg. Graf v. Limburg-Sturum (nassau): Wir lassen nicht etwa aus politischen Gründen beim Postetat eine besondere Sparsamkeit walten, sondern haben auch bei allen anderen Etats, auch beim Militär- und bei Marine, die Forderungen mit gleicher Sorgfalt. Wir wollen der Post die Mittel nicht zu bewilligen, aber die unbilligen Purz müssen wir schon darum vermeiden, weil das von

der Post gegebene Beispiel auf andere Verwaltungen übertragen einwirkt, so dass auch diese prunkvolle Verwaltungen sich zu ernüchtern beginnen werden. Hierauf werden die einmaligen Ausgaben unverändert nach den Forderungen der Regierung bewilligt.

Telegramme.

Berlin, 24. Januar. Bei Sr. Majestät dem Kaiser und Ihrer Majestät der Kaiserin fand gestern Abend 7 Uhr im königlichen Schloss ein Dinner statt, wobei die fremden Botschafter und die Militärbevollmächtigten bei den fremden Botschaftern Einladungen erhalten hatten. Der großbritannische Botschafter Sir F. Layard und Gemahlin sowie der großbritannische Militär-Attache, Oberst Ewaine waren der Trauer wegen nicht erschienen. Zur Rechten Ihrer Majestät der Kaiserin lag der französische Botschafter Serrette, zur Linken der italienische Botschafter Graf Sanga. Zur Rechten Sr. Majestät des Kaisers lag die Gemahlin des französischen Botschafters Serrette, zur Linken die Gemahlin des österreichisch-ungarischen Botschafters von Szegedy.

Vormund, 24. Januar. Ein Lehrer, welcher im Mai vorigen Jahres von der Strafkammer wegen Stilllebensverweigerung zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt worden war, ist gegen im Wiedereröffnungsvorverfahren freigesprochen worden.

London, 24. Januar. Das Kaiserliche Bureau meldet aus Comas, infolge der Gemüthsstörungen während des vorgetragenen Tages habe die Königin eine unruhige Nacht verbracht und sich gestern nicht wohl befunden. Trotzdem hatte jedoch die hohe Frau das Bett verlassen, frühstückte in ihren Privatgemächern und unterzeichnete verschiedene Staatsdokumente.

Paris, 24. Jan. Die „Academie de France“ hat den Dichter Anatole France und den Historiker Marquis Beauregard zu Mitgliedern erwählt.

Venedig, 24. Januar. Die „Italia Militare“ meldet: Das aus Marseille mit Waffen für Mexiko abgegangene Schiff wurde von italienischen Kreuzern beschlagnahmt.

Madrid, 24. Januar. Der Ingenieurgenieur Gomez näherte sich der Stadt Savannah bei auf 15 Kilometer. Der General Gomez verließ mit 1500 Mann und 4 Kanonen die Stadt, Gomez schlug sich aber schnell zurück.

Washington, 24. Januar. Die Goldreserve des Schatzes betrug 50 775 187 Dollars.

Aus Sach und Fern.

Eisenbahntragedie. Ein an der Schule der Karthausenbühne in Rattow angestellter Lehrer ermordete durch Selbstvergiftung seine Frau und erschoss sich dann selbst. Das Motiv der That war Eifersucht.

Neuzeit Pariser Mode. Dame zu ihrer Schneiderin: Diesmal bitte ich etwas ganz Strenges, Entes. Wir erwarten in den nächsten Tagen eine Hausung und die Verhaltung meines Mannes.

Aus der Provinz Sachsen und ihrer Umgehung.

Magdeburg, 23. Januar (Blaue und gelbe Blätter). Am Sonntag Abend trug sich hier ein junges Mädchen beim Abfliegen eines Kletterballes die Spitze ihres abgetrochnen Kletterballes so tief in das rechte Sandgebäude, dass der sofortige Verfall, das Stützen der Wunde herausziehen, erfolglos blieb. Ein ärztliche Hilfe nicht gleich zur Stelle war, verdrängte die kalte Kugel bald ganz unter die Haut und alles weitere Suchen nach derselben in und neben der Wunde war vergeblich. Der Arzt ordnete in Folge dessen die Ueberführung des verletzten Mädchens nach der hiesigen Klinik an und hier gelang es, den Sitz des Metallstückes über dem Oberarmgegend im Oberarm festzustellen und dieselbe durch einen operativen Eingriff zu entfernen. Innerhalb weniger Stunden hatte die Wundheilung eine recht merkwürdige Veränderung vollzogen.

Leipzig, 22. Januar. (In der Kleinbahn-Angelegenheit Köthlin-Sachsen-Regierung-Direktor v. Alex.) Am Sonntag Abend wurde unter dem Namen des Königs-Läger ein sehr stark besetzte Besatzung der Interzonen im Saale des Hofes in Halle statt. Nachdem das Postamt durch den Direktor der Allgemeinen Deutschen Kleinbahn-Gesellschaft Berlin erläutert worden war, wurde zur Bildung eines Ausschusses geschritten, welcher die Angelegenheit weiter fördern und behandeln sollte. Zu dem Ausschuss gehören die Herren Bürgermeister Rastow-Berkefeldt, Bürgermeister Reinhardt-Werthe, Bürgermeister Lenz-Lage, Dr. Wipperfurth-Lage, Amtmann Schaaf-Türndorf, Mittelgüterbesitzer Heuter-Domke, Mittelgüterbesitzer Bertram-Trompa, Grundbesitzer Schöler-Hohenhausen, Grundbesitzer Heiter-Röttchen, Direktor Rastow-Berkefeldt, Direktor Rastow-Berkefeldt.

Mühlstedt, 22. Januar. (Der Vorstand des landwirtschaftlichen Vereins Mühlstedt und Umgebung) hielt am Sonntag Nachmittag in Harnemanns Gasthof eine Sitzung ab. Neben der beschriebenen anderen Angelegenheiten wurde auch die Frage einer Ueberführung der Kreis-Verwaltung beim Vorlande des landwirtschaftlichen Kreisvereins des Kreises Berthel den Antrag zu stellen, entweder in diesem oder im folgenden Jahre in Kopsia eine Ueberführung abzuhalten, doch solle diese nicht von den großen Mühlstedt und Dömitzen befristet werden. Man würde nach dem als Ausstellungsort meist es mehr im Mittelpunkt der im Kreis bestehenden landwirtschaftlichen Vereine liegt. Ferner beschloss der Vorstand, in diesem Jahre einen gemeinsamen Ausflug zu unternehmen. In die Vorstandssitzung schloss sich die erste Vereinsversammlung dieses Jahres, in der Professor Dr. Müller aus Halle einen sehr beifällig aufgenommenen Vortrag hielt über die Frage: Wie und wodurch sind bei den heutigen Konjunkturen die Wirtschaften der kleinen Grundbesitzer in unseren Landgegenden einträglich zu gestalten? Bei der Rechnungsbilanz ergab sich, dass der Bestand der Kasse ein überaus günstiger ist. Die nächste Vereinsversammlung wird im Monat Februar am 1. d. M. in der Wohnung des Vorstandes im Gasthofe abgehalten. Gewünscht wird ein Vortrag des Herrn Direktor Guler aus Zaucha; die Bestimmung des Themas bleibt dem Vorstande überlassen. Als letzter Punkt handelte der Vorstandswahl auf der Tagesordnung. Auf Antrag des Herrn Wilmann und des Herrn Wilmann wurde der Vorstand in seiner Gesamtheit durch Akklamation wiedergewählt.

V. Jena, 23. Jan. (Oberlandesgerichtsrath Geh. Justizrat Rieger) ist heute gestorben. Der Verlebene wurde am 16. August 1841 zu Bernheim bei Arnstadt geboren und hat lange Zeit, während der letzten Legislaturperiode 1877-1878, dem Reichstage als nationalliberaler Vertreter der Provinz Posen angehört. Sein Mandat erlosch am 20. Mai 1878 in Folge seiner Ernennung zum Rath beim Appellations-Gericht in Gießen.

„Döbeln, 23. Januar.“ Ueber die Defektion eines Premerleutenants zum Infanterie-Regiment Nr. 134 enthält die „Leipziger Zeitung“ eine amtliche Bekanntmachung. Nach dem wieder dem Premerleutenants im 10. Infanterie-Regiment Nr. 134 Georg Theodor Wabe der Defektionsprozess eröffnet und der 1. Mai 1896, Vormittags zwischen 11 und 12 Uhr, als Zeugniserklärung in anbehalten worden ist, mit Genannte aufgefunden, sich fortsetzt in diesem Termine vor dem Bezirksgericht in Gießen, zu erscheinen und sich mit dem Verurtheilten über die Auslieferung der Unternehmung zu erklären, derfalls für schuldig erklärt.



(Nachdruck verboten.)

Das Testament der Indierin.

24) Roman in zwei Bänden von Mary Cecil Day
(Martham Howard).

Es war am Abend des 29. November. Lawrence Haughton ertheilte eben Mr. Sloop die letzten Instruktionen für die nächsten Tage. Dieser nahm sie wie gewöhnlich entgegen und gab sich den Anschein, als bemerke er die außerordentliche Aufregung seines Chefs gar nicht. Die jüngeren Schreiber machten jedoch wenig Gehör aus ihrer Freude über das Ereigniß des Tages und beschäftigten sich gegenseitig durch ihre unerfättliche Neugier. Des Advokaten sonstige Zurückhaltung war ihm in dieser Zeit von wenig Nutzen gewesen. Es gab kaum eine Person in Kimbury und der Umgegend, welche nicht wußte, daß die gesammte Familie der Myddelton's am ersten Dezember mit der Schwester des Stammherrn in London zusammentreffen würde, um sich ihr vorzustellen und bei der Aufstellung ihres letzten Willens zugegen zu sein. Und die beiden jungen Schreiber im Bureau des Advokaten waren nicht die einzigen Leute, welche, wenn auch nicht gerade hoch, auf das definitive Resultat gewettet hatten.

„Wenn Haughton als Millionär zurückkehrt, sind wir eigentlich auch lachend“, sagte der eine nach einer Weile, indem er seine Feder niederlegte.

„Meinen Sie, daß Sloop die Praxis kaufen kann?“

„Wenn er sie auch zwanzig Mal kaufte, meine geringen Dienste würde er nicht mit erhalten, ebenso wenig wie die Thringen, wenn ich Sie recht kenne.“

Nummer Zwei war augenscheinlich der Mann, für den ihn Nummer Eins hielt, denn er lachte so herzlich bei der Hindeutung auf Mr. Sloop als Chef, daß die darauf folgende Ausgelassenheit sogar bis zu den Ohren des Besagten drang.

„Gute Nacht denn, ihr beide“, sagte Lawrence in das untere Bureau tretend und reichte kühl seinen jungen Untergebenen die Hand.

„Sie reisen also morgen wirklich ab, Mr. Haughton?“ fragte einer der jungen Leute heiter.

„Ja.“

„Und wissen noch nicht, wann Sie zurückkehren werden?“

„Nein.“

Als Mr. Haughton den Verdenhof erreichte und Phoebe ihm entgegenkam, um ihn in ihrer aufgeregtesten Weise an die morgende Fahrt wieder zu erinnern, hatte sein Gesicht nichts von seiner gewöhnlichen Düsternheit verloren.

„Wir sind Alle bereit“, rief das Mädchen, „Jane und ich sind mit dem Packen fertig. Ist es nicht schön, daß wir endlich so nahe am Ziele sind? Ich dachte immer, der Tag rüde gar nicht näher!“

„Noch ist er auch nicht da“, antwortete der Advokat leicht hin, „wem gehören diese Koffer?“

„Jane und mir.“

„Ihr habt jedenfalls Euer Packen einmal ausnahmsweise früh beendet“, bemerkte er mit trockenem Sarkasmus, „aber, wo ist Honor's Gepäck?“

„Nirgends! — O, Lawrence“, plagte das Mädchen heraus, indem sie sah, wie seine Hornesader schwoh, als der Zweifel, der ihn immer geärgert hatte, zur Gewißheit wurde, „sie will nicht mit. Sie besteht darauf gerade, wie jedesmal, wenn Du dieserhalb mit ihr zanktest. Sie ist fest entschlossen, hier zu bleiben.“

„Wo ist sie?“

„Oben, Du befehlst ihr zum Essen zu Haus zu sein, weißt Du!“

„Geh zu ihr, Phoebe, und bitte sie, sogleich zu mir in mein Zimmer zu kommen.“

Phoebe rannte sofort die Treppe hinauf.

„O Honor!“ — sie traf ihre Cousine bereits auf der Treppe

— „er ist so ärgerlich und wir werden alle Deinetwegen leiden müssen. Du mußt Deinen Entschluß ändern, Honor; wirklich, Du mußt. Du sollst gleich in Lawrence's Studierzimmer kommen. Weißt Du, er sagte schon vor längerer Zeit, er würde ohne Dich nicht nach London reisen. Es ist zu selbstsüchtig von Dir und Du pflegtest doch sonst nicht so zu sein.“

„Das war nie Lawrence's wirkliche Meinung“, sagte Honor, auf der Treppe stehen bleibend, „mein Mitgehen ist für Niemand von Belang, Phoebe, es sei denn für mich selbst. Mein Hierbleiben wird dies hoffentlich sein und — so bleibe ich.“

Die Unterredung zwischen dem Advokaten und seinem Mündel war nur kurz. Sie blieb fest in ihrem Entschlusse, wenn auch sehr sanft in dessen Begründung.

„Ich fühle“, sagte sie zu wiederholten Malen, „daß meine Pflicht mich hier bindet; laß also, bitte, Dein Zureden, Lawrence.“

Am folgenden Tage reiste Mr. Haughton nebst Schwester und dem einen Mündel ab; Honor hatte sie zum Bahnhof begleitet und stand jetzt auf dem Perron und sah dem dahinbrausenden Zuge nach, bis er ihren Blicken entschwand. Ihre Augen waren feucht geworden; die eben Abgefahrenen hatten bis dahin wenig gethan, ihr ein zufriedenes Leben und eine glückliche Heimath zu schaffen, und doch war es das einzige Heim gewesen, das sie gekannt hatte; ein unbestimmtes schmerzliches Gefühl beschlich das junge Mädchen, als ob diese erste Trennung einen größeren Abschnitt in ihrem Leben bedeuten würde.

Diese Vision verfolgte sie auch ihrem Wege nach dem weißen Hause.

„Es ist sonderbar“, flüsterte sie sinnend mit einem unbewußten Seufzer, „wenn man bedenkt, welche gewaltige Macht das Geld hier auf Erden ausübt und wie wenig es doch wieder manchem Menschen helfen kann! Ich brauche nur an Marie Verier und ihre fortwährenden Schmerzen und Leiden, die ihr Tag und Nacht den erquickenden Schlummer rauben, zu denken; wie gering muß ihr der Reichthum im Vergleich zu Ruhe und Erleichterung erscheinen! Und dann Mrs. Disbrowe, die schon so lange in ruhiger Ergebung ihrem Ende entgegenfieht! Wenn sie auf ihr Leben zurückblickt, ob sie dann wohl die Macht, welche Reichthum —“

„Meine Gute, Kind“, rief die kleine Mrs. Bayte aus, die ihr vor der Thür entgegentrat und die große Traurigkeit des jungen Mädchens gar nicht zu bemerken schien, „Sie sind wirklich gekommen! Ich muß offen bekennen, ich hatte Sie nicht erwartet!“

„Ich sagte doch, daß ich kommen würde“, war Honor's einfache Erwiderung.

„Frauen ändern sehr leicht ihre Meinung; ich war fest überzeugt, daß dies auch bei Ihnen der Fall sein würde. Sind alle Andern abgereist?“

„Ja.“

„Sind Sie sich völlig dessen bewußt, wie leichtsinnig und unklug sie handeln?“

„Durchaus nicht, Mrs. Bayte; ich habe es von Anfang an wohl überlegt und fühle, daß ich das einzig Richtige gethan habe, und bin glücklich dabei.“

„Nun“, entgegnete die alte Dame spitz, „jetzt können Sie auch nur zu Hause bleiben — Ihr Nachkommen würde nur eine Beleidigung sein. Ich wünschte, Sie wären nicht so einfältig gewesen; denn Lady Lawrence hat doch auch ein Anrecht auf Sie, Kind.“

„Wohl kaum“, bemerkte Honor lächelnd.

„Während Selina“, fuhr die kleine Dame, ohne die Unterbrechung zu beachten, fort, „Sie doch eigentlich nichts angeht.“

„Jetzt das erste Anrecht auf mich hat“, war des jungen Mädchens ruhige Fortsetzung.

Dann begab sie sich mit Mrs. Bayte in das Krankenimmer und von dieser Stunde an verrichtete sie freudig und eicht ihre Pflicht an dem Todesbette, während in dem glänzenden Hause der Lady Lamorence in London sich die übrigen Verwandten des alten Baron Myddelton erwartungsvoll versammelten.

Düster, schweigsam und majestätisch erhob sich die massive steinerne Front von Schloß Westleigh gegen den grauen Winterhimmel, während der gewaltige Felsen an der Meeresküste im Gegensatz fast zwerghafte Proportionen annahm; doch war es ein mächtiger Felsblock, der mehrere hundert Fuß über den Fluthen, die an seinem Fuße gurgelten und rauschten, eine wunderbar senkrechte Wand bis tief hinab an die Bucht bildete und in seinen Vertiefungen und Rissen, die nie eines Menschen Fuß betreten hatte, Tausenden von Möven, Strandpfeifern und Tauchenten sichere Zuflucht bot.

Es war ein stürmischer Tag gewesen, heftig schlugen die Wogen, wenn auch das Hauptunwetter sich gelegt, den Sand und die Steine des Gestades mit launischer Ruhelosigkeit überstürzend. Diesen Abend bedeckten die Gewässer vollständig jene trügerische Bucht unter den Klippen und schlugen drohend bis hoch hinauf zu den Felsen. Die Scheibe des Mondes war fast voll, doch zogen dunkle Wolken schnell an ihr vorüber und verhüllten fast gänzlich ihr glänzendes Licht, außer in einigen kurzen Pausen. Die Fischer waren froh, ihre Boote ruhen lassen zu können, und saßen rauchend daheim in ihren Hütten, auch die Dienerschaft im Schloß war um ihre verschiedenen Feuerstellen versammelt, lachte, plauderte und vergaß die Kälte und Finsterniß draußen.

In einem kleinen Zimmer, im westlichen Flügel des Schlosses, welches hell und gemüthlich durch Feuer und Lampenlicht erleuchtet war, beschäftigte sich der kleine französische Photograph emsig mit Aufziehen seiner Bilder; dann und wann trat er an das Fenster und blickte hinaus in die Nacht, augencheinlich die wildromantische, wunderbare Schönheit mit seiner künstlerischen Natur in sich aufnehmend, um dann wieder leichten Schrittes zu seiner Arbeit zurückzukehren. Eben ließ er vergnügt seine Augen in dem warmen, behaglichen Raume umhererschweifen:

„Wie schön doch hier alles ist,“ sagte er, indem er seine Hände rieb, was sofort eine Nationalität erkennen ließ, „wild und prächtig draußen, behaglich und luxuriös drinnen! O, Marie, mein Lieblich, Du kannst Dir nicht denken, welch ein Paradiesleben Dein Vater jetzt führt, und Dein Schloßherr äußert noch immer nicht, daß dieser Aufenthalt im Ueberfluß und Vergnügen für mich aufhören solle. Ach, er ist so großmüthig und edel, aber,“ schloß Monsieur Verier und machte sich wieder fleißig an seine Photographien, „diese meine Träumereien sind eitel Unbanbarkeit; ich habe ja noch ein Blatt aufzuziehen und dann geht es an mein allabendliches Schreiben an mein armes Kind. Gott! ich vergaß die Platte, die mir diesen Morgen verdarb; ich muß doch einmal nachsehen.“

Verier nahm das Glas vorsichtig auf und hielt es gegen seinen Rockärmel.

„Ah,“ rief er nach einem langem, forschenden Blick dicht darauf, „nun weiß ich, wie es zugegangen ist.“

Es war die Photographie eines Theiles der großen Eintrittshalle des Schlosses; die Fresken und Verzierungen waren allerdings in so viel Schönheit, wie es nur auf einem Bilde möglich ist, wiedergegeben, jedes Blatt und jede Blume in der erhabenen Arbeit, jedes Muster des Mosaikfußbodens war deutlich erkennbar, trotzdem sah man auf den ersten Blick, daß die Aufnahme eine verfehlte war; aber die scharfen Augen des Photographen hatten jetzt auch die Ursache herausgefunden. Während der Sekunde der wirklichen technischen Aufnahme mußte plötzlich eine Thür geöffnet sein.

„Ich wußte nicht,“ murmelte er, während er sein Taschentuch unter die Platte legte, „daß eine Dame hier sei; begreife auch nicht, warum ich das so bestimmt bezweifele. Es ist zu albern von mir, warum sollte denn hier keine Dame weilen? Es wäre doch zu natürlich — natürlich,“ der kleine Photograph wiederholte das Wort mehrere Male mit wechselndem Nachdruck, ohne jedoch die Platte wegzulegen oder seine Augen von dem defekten Theil abzuwenden.

„Es ist die Gestalt einer Dame, darüber kann kein Zweifel obwalten,“ sagte er sinnend, „einer Dame, und zwar einer jungen. Mich wundern nur, warum ich von einer solchen hier gar nicht habe sprechen hören.“

Fortsetzung folgt.

Die polnische George Sand.

Literarische Studie von Dr. Heinrich Rube.

Lithauen und die Ukraine sind bekanntlich die Wiege der polnischen Romantik. Von dort gingen die bedeutendsten Talente aus, welche in der polnischen Literatur zu Ansehen und Größe gelangten. Infolge der politischen Ereignisse, welche alle Kräfte abforbirten, verfiel das geistige Leben jener Länder in eine gänzliche Erschlaffung und verhartete darin mehrere Jahrzehnte. Da erklang auf einmal zu einer Zeit, da man am wenigsten es ahnte, unmittelbar nach dem letzten polnischen Aufstande aus dem nämlichen Lithauen ein neuer, frischer Ton, und zwar ein Ton, wie man denselben weder in der endlosen, sonnenbeglänzten ukrainischen Steppe, noch in den literarischen Salons der polnischen Hauptstadt je zuvor vernommen hatte. Und wer beschreibt erst das allgemeine Erstaunen, als man aus diesem Tone die Stimme einer Frau heraushörte! Eine Frau unter den Literaten — war zwar in Polen nichts Neues; denn es hatten sich schon früher Frauen auf dem Gebiete der Literatur versucht, und zum Theil mit Glück. Allein der neue Ton klang so ganz anders, als man ihn aus Frauenmunde zu vernehmen gewohnt war; hier hörte man nichts von „sanften, lieblichen Erzählungen“, nichts von fromm klingenden Dichtungen, die ängstlich streng in den von Zucht und Sitte vorgeschriebenen Bahnen sich bewegten, nein, nur Wahrheit, lautere Wahrheit, die man theils nicht verstehen konnte, theils nicht verliehen wollte. Kein Wunder daher, wenn die Jungen darob entzückt, die Alten entsetzt, aber alle erstaunt waren! Und wer ist diese Dame?

Seit dem Erscheinen der deutschen Uebersetzung ihres „Meier Gofowicz“^{*)} ist der Name der polnischen Dame auch in Deutschland und in Oesterreich mit Auszeichnung genannt worden — Eliza Orzeszko oder richtiger Orzeszkowa, da im Polnischen die Familiennamen gleichfalls der Destination unterliegen. Ihr Leben war ein schicksalshweres und sturmbelegtes. Geboren zu Grodno im Jahre 1842, verlor sie schon in zarterster Kindheit ihren edlen Vater, den berühmten Rechtsgelehrten Benedikt Pawlowski, wenige Jahre später auch ihre Großmutter, unter deren besonderem Schutze sie gestanden, und endlich noch ihr einziges Schwesterchen. Ihren ersten Unterricht erhielt sie im Hause ihrer Mutter, die mehrere Gouvernanten für ihr Töchterchen hielt. Zu ihrer weiteren Ausbildung kam sie nach Warschau in das Kloster der Damen vom allerheiligsten Herzen und verlebte daselbst ihre schönsten Jugendjahre. Vom Kloster ging es in die Ehe — man nennt die Polen nicht mit Unrecht die „Franzosen unter den Sklaven“; im Alter von sechzehn Jahren in das Haus ihrer Mutter, welche sich inzwischen wieder verheirathet hatte, zurückgekehrt, vermählte sie sich bald darauf mit dem Gutsbesitzer und Adelsmarschall Peter von Orzeszko und folgte ihrem Gatten auf dessen Besitzungen in der Nähe von Grodno in Lithauen. Wie träumte die junge Frau von kommenden glücklichen Tagen an der Seite des geliebten Mannes! Allein vier vernag zu sagen, was sich ereignen wird, wenn sich am Scheidewege der Mitternacht das Heute und das Morgen begegnen! Das Liebesglück der Armen sollte nicht viel länger währen, als ein sonniger Frühlingmorgen — der polnische Aufstand brach los, der Gutsbesitzer Orzeszko wurde wegen seiner Theilnahme an der Rebellion verhaftet und nach Sibirien in das Gouvernement Tobolsk verbannt, wo er nach kurzer Zeit starb, und sein Vermögen konfisziert.

Raum zwanzig Jahre alt, stand Eliza Orzeszko einsam und verlassen im Leben da. Aber niemals kam ein Klagelaut über ihre Lippen; all die furchtbaren Leiden, welche ihr junges, schönes Glück so grausam zerstörten, erwähnte sie in ihren Schriften mit keiner Silbe. Nein, jene herben Erfahrungen führten sie zu jenen lichten Höhen empor, welche nur edle Menschen zu erklimmen vermögen, zu jenen Höhen, auf denen der Geist der Wilde und der Verhöhnlichkeit herrscht, und lenkten sie allmählich auf ein Arbeitsfeld hin, von welchem aus sie ihrem Lande als wahre Kulturträgerin große Dienste leistete und noch leistet. Ja, gerade durch die harten Schicksalsschläge wurde Eliza Orzeszkowa das, was sie heute ist. Ohne die „freundliche Hilfe Murawiewa“ wäre sie aller Wahrscheinlichkeit nach, wie schon ein Kritiker sehr richtig bemerkt hat, eine geistreiche, hochherzige und von ihrer Umgebung nicht verstandene Dame geblieben, welche „die Füll ihres sich stets erweiternden und erläuternden Geisteslebens unproduktiv in sich verschlossen hätte.“

^{*)} Meier Gofowicz. Erzählung aus dem Leben der Juden von G. P. Orzeszko. Mit 26 Illustrationen von M. Andriolli. Dresden 1885. Heinrich Minden.

An eine deutsche Uebersetzerin schreibt Frau Orzeszko: „Ich bin von adeligen Geblüt, doch durch den Geist meiner Zeit bis auf den Grund meiner Seele demokratisirt. Durch die Verhältnisse des Landes, in welchem ich lebe, materiell zu Grunde gerichtet, bin ich seelisch schmerzlich bewegt, aber eben deshalb zu rastloser Thätigkeit hingedrängt. . . Mein Herz hängt mit heißer Liebe an allem Wissen, an der Natur, an den Menschen, an der Arbeit, am innigsten jedoch an meinem unglücklichen Vaterlande. Ich habe eine unbegrenzte Verehrung für das Genie, für das Heldenthum und jene großen Gedanken, die der Menschheit entstammen, als da sind die Humanität und die Gerechtigkeit, an deren einstigen Sieg ich unentwegt glaube. Diese Empfindungen und dieser Glaube helfen mir das Leben ertragen; denn ich leide namenlos unter dem schmerzlichen Unglück, unter dem harten Druck, der mit solcher Gewalt das Volk getroffen, welchem ich angehöre.“ An einer andern Stelle äußert sich die polnische Dame über die einsame Geistesarbeit der ersten Jahre ihrer schriftstellerischen Entwicklung folgendermaßen: „Es war mir, als ginge vor meinen Augen ein Vorhang auf, als würde mein Blick mit jedem Tage schärfer, als gewänne die geistige Auffassung feste Form, und als reisten die Grundsätze, die bisher wie nebelhafte Erscheinungen mir durch den Sinn gingen.“ Am 16. Juni 1891 schrieb mir die adlige Dichterin in französischer Sprache: „Bis zum Jahre 1863 verbrachte ich meine Zeit damit, nach Kräften mich zu amüsiren. Während der Zeit, welche Wintren, Soireen und sonstige Zerstreungen einer reichen, feinen und vergnügungssüchtigen Gesellschaft, der ich angehörte, mir frei ließen, gab ich mich leidenschaftlich der Lectüre hin. Die Katastrophe des Jahres 1863 änderte meine Stellung; ich verlor nicht nur mein Vermögen, und ich mußte nicht nur wegen meiner veränderten finanziellen Verhältnisse meine früheren Beziehungen abbrechen, sondern mein ganzes moralisches Wesen wurde mit einem Male umgestaltet; das Kind, das ich bislang war, hatte über Nacht denken gelernt und — dulden. . . Ich kann nur so viel sagen, daß ich aus der jungen Welsdame auf einmal eine stille, ernste und traurige Frau geworden war, welche nur eine einzige Leidenschaft kannte, nämlich die, mit all ihrem Können und Wissen den Iden zu dienen, welche ich kennen und lieben gelernt hatte.“

Sehr geschickt vermied Eliza Orzeszko die meisten Schwächen, an denen weibliche Autoren zu krankem pflegen, und vom Geiste der Aufklärung befeelt, bot sie ihrer unglücklichen Nation ihr reiches Können und Denken in einer langen Reihe von Werken, Romanen, Novellen, Erzählungen und Skizzen, ja sogar in gelehrten, politischen und ökonomischen Abhandlungen. Allein es genügte ihr nicht, den Frauen den Weg zu zeigen, welchen sie gehen müssen, um das Glück zu finden, nein, sie ging selbst muthig voran. Nach Jahren schriftstellerischer Thätigkeit gründete sie mit den Trümmern ihres Vermögens in Wilna eine Verlagsbuchhandlung und eine Buchdruckerei, deren Pressen besonders im Dienste der Jugendziehung und der Volksbildung standen. Allein eines schönen Tages fühlte sich die russische Regierung veranlaßt, die Fortführung des Geschäftes zu verbieten. Seitdem lebt Eliza Orzeszko im stiller Zurückgezogenheit im Winter in Orodno, im Sommer in Ponjemojny, verkehrt fast ausschließlich mit dem katholischen Advokaten Nahorski und dem jüdischen Arzte Dr. Samkowsky, ist nach wie vor literarisch thätig und bethätigt ihre humanen Gesinnungen in edler, hilfreichster Wohlthätigkeit zum Segen ihrer Mitmenschen. Als im Jahre 1885 eine furchtbare Feuersbrunst die halbe Stadt einäscherte, und der größte Theil der Bevölkerung brot- und obdachlos wurde, da verlor unsere Dichterin außer ihrem Hause und vielen werthvollen Manuskripten ihren theuersten Schatz, die treuen Freunde und Genossen ihres einsamen Lebens, ihre über 4000 Bände starke Bibliothek. In dankbarer Erinnerung an ihre großen Verdienste traten jetzt ihre Landsleute zusammen und veranstalteten eine Sammlung, um der schwer heimgegangenen Dame die Anschaffung einer neuen Bibliothek zu ermöglichen. Allein edel und selbstlos, wie immer, wies Frau Orzeszko das ehrenvolle Nationalgeschenk dankend zurück — zum Besten der Abgebrannten.

Der Beginn ihrer schriftstellerischen Thätigkeit fällt in das Jahr 1866. Kurz nach dem letzten Aufstande — unheimliche Grabesruhe herrschte in dem mit Waffengewalt gebändigten Lande — erschien ihr erster Roman, betitelt „Letzte Liebe.“ Obwohl sich dieser Roman in seiner Tendenz gegen den gleichnamigen Roman der George Sand*) richtet, so wäre es

*) Pseudonym der Baronin Dudevant († 1876).

dennoch ein großer Irrthum, annehmen zu wollen, Eliza Orzeszko habe sich diese berühmte französische Schriftstellerin zum Muster und Vorbild genommen. Wir geben gern zu, daß die Polin die Werte der Französin, die gleich ihr die Frauenfrage behandelte, eingehend studirt hat, allein unsere polnische Dichterin war verständig, selbstbewußt und selbstständig genug, um ihre eigenen Wege zu wandeln. Ja, wer vermöchte es zu leugnen, daß Eliza Orzeszko viel bedeutender ist, als George Sand? Wir behaupten dies schon deshalb, weil das Programm der Polin bereits fertig vorlag, als sie ihre schriftstellerische Laufbahn begann. Bei der französischen Schriftstellerin war das keineswegs der Fall; als George Sand auftrat, galt ihr das Gefühl mehr als der Gedanke, und so lange sie lebte, trug bei ihr das Herz immer den Sieg über den Kopf davon. Sehr treffend bemerkt deshalb Georg Herwegh, der mit der Französin in Paris in engerem Verkehr stand, wohl habe George Sand, wie leicht begreiflich, ihre Laufbahn damit angefangen, daß sie die Freiheit des Herzens für ihr Geschlecht forderte, aber merkwürdigerweise habe sie ihre Laufbahn wie ein Mann geschlossen, indem sie in die Reihe der Denker trat und die Freiheit des Gedankens für sich in Anspruch nahm. Für diejenige, welche George Sand nachfolgen wollte, konnte es gewiß nicht schwer halten, beides mit einander zu vereinigen, und es ist wirklich kein geringes Verdienst unserer polnischen Dichterin, daß sie solches gethan hat. Wie George Sand, so beginnt auch Eliza Orzeszko mit einem Roman über die Institution der Ehe, allein dadurch unterscheidet sich diese vorthellhaft von jener, daß sie nicht direct gegen die Ehe sich wendet. Frau Orzeszko will durchaus nicht die Ehe aufgehoben wissen, nein, sie verlangt nur, daß die Männer edler und charakterfester, und daß die Frauen tugendhafter, gebildeter und für ihren Beruf besser vorbereitet werden. Regina, die Hauptheldin des Romanes „Letzte Liebe“ vermählt sich, noch ein halbes Kind, welches Welt und Menschen nicht kennt und keine Ahnung hat von den Pflichten einer Gattin, mit einem jungen Manne, dessen einziger Vorzug in seinem schönen Gesicht besteht. Die junge Frau erkennt gar bald, daß sie eine schöne Puppe geheirathete; sie vermag das Leben an der Seite eines Mannes, der für nichts Interesse hat, als für gute Mahlzeiten und kostbare Pferde, und der da einschläft, wenn sie ihm aus einem interessanten Buche vorliest, nicht lange zu ertragen, sie verläßt ihren Gatten, um dann später in der Vereinigung mit einem hochgebildeten, edlen Manne das Glück des Lebens zu finden. Es ist nicht zu verkennen, dieser Roman hat in der Ausführung mancherlei Fehler, namentlich Fehler wie sie den sogenannten Frauenromanen anhaften pflegen. Die Verfasserin äußert sich selbst darüber also: „Ich schrieb in ersten Jahren nichts sagende unbedeutende Sachen; denn ich war an die Geistesarbeit nicht gewöhnt und für dieselbe ungenügend vorbereitet.“ Doch abgesehen von diesen Mängeln, erkennt man aus dem Hauptgedanken, welcher dem Ganzen zu Grunde liegt, das Programm der Schriftstellerin.

Dieses Programm ist ein klares und festes und wird genau und gewissenhaft innegehalten. Eliza Orzeszko strebt durch ihre Schriften die Veredlung ihres Volkes an. Man kann ihr gesamtes dichterisches Schaffen in drei große Richtungen des socialen Tendenzromans gliedern; die erste ist jene, welche sich mit der Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft beschäftigt, die zweite behandelt die für Rußisch-Polen so wichtige Frage der Emancipation der Juden, und die dritte endlich ist die Reform der Gesellschaft auf Grund der Lebensbedingungen der Gegenwart gewidmet. Frau Orzeszko hat, das muß man zugeben, ihre Aufgabe nach Kräften zu lösen, er sucht.

„Es wächst der Mensch mit seinen größeren Zielen.“ Dieses Dichterwort gilt ganz besonders von den Romanen der ersten Richtung. In den ersten Erzählungen vernehmen wir noch die Stimme der Frau, welche in der modernen Gesellschaft ihre Stelle noch nicht gefunden hat. Die späteren Romane und Novellen treten schon ganz deutlich mit genau formulirten Forderungen hervor, die sämmtlich darauf hinsielen, daß der Wirkungskreis der Frau nicht bloß in materieller, sondern auch in intellektueller Beziehung zu erweitern sei. Das unwürdige Verhältniß, in welchem die Frau bisher sich befand, muß aufhören; sie will nicht angebetet, nein, sie will verstanden werden, und sie ist berechtigt, sich alle jene Stellungen in der Gesellschaft zu erobern, welche thörichter Unverstand ihr bisher verschließen zu müssen glaubte. Bei Eingehung eines Ehebündnisses hat in erster Linie das Herz zu entscheiden. Hierher ge-

Hören die Erzählungen „Aus dem Leben eines Realisten“^{*)} „In der Provinz“, „Die Tugendhaften“, „Im Käfig“^{**)} „In den Tiefen des Gewissens“, „Der Kampf um die Scholle.“

Wir kommen zu der zweiten Richtung des sozialen Tendenzromans der Frau Eliza Orzeszko, zu den sogenannten Judenromanen. In Polen und in Rußland bilden bekanntlich die Juden einen ansehnlichen Theil der Gesamtbevölkerung und es ist daher die Frage der Emanzipation dort eine wahrhaft Brennende. Diejenigen, welche die polnischen Juden nicht aus eigener Anschauung kennen, sind gar zu leicht geneigt, die ganze Species nach den schmutzigen, zerlumpten Gestalten zu beurtheilen, die sich in früheren Jahren fast täglich bettelnd auf den Straßen unserer Städte bewegten. Da kommt nun die adelige polnische Dichterin und warnt uns, diese Menschen nach der abstoßenden Außenseite zu taxiren. Auch die polnischen Juden, sagt Eliza Orzeszko, haben ein warmführendes Herz, auch sie sind empfänglich für alles Wahre, Edle und Schöne. Frau Orzeszko ist nicht die erste, welche die polnischen Juden in die Literatur eingeführt hat, allein, wo sie uns früher in Romanen und Lustspielen begegneten, da bildeten sie niemals den Mittelpunkt des Betriebes, und ihre Schilderung entsprach nicht der Wirklichkeit, der Wahrheit; wir sahen dort einen Nathan oder einen Shylock — ein Mittel Ding existirte nicht. Unsere Dichterin hat erst in ihren Romanen „Meier Gzowski“, „Eli Makower“, „Der starke Samsor“, „Herr Graba“^{†)}, den mustergiltigen Typus geschaffen und darin besteht ihre Originalität. Die Juden müssen — das ist der Grundgedanke dieser Erzählungen — geistig erlöst und mit dem Polenthum verschmolzen werden und aus dieser Verschmelzung ist ein kräftiger Mittel- und Bürgerstand zu schaffen, welcher die Zukunft des Landes verbürgt.

Man muß staunen, wie genau Eliza Orzeszko die Verhältnisse, Lehren und Ceremonien, sowie die Kämpfe zwischen den Aitgläubigen, den Fortschrittlern und den Ueberfrommen kennt. Sie steht natürlich auf der Seite des Fortschritts, welcher nach langem, heißem Ringen stets den Sieg davonträgt. Am klarsten prägt sich in „Meier Gzowski“ diese Tendenz aus. Meier ist ein polnischer Uriel Acosta, der in der Familienbibliothek die Schriften seines großen Ahnherren gefunden und aus ihnen Licht und Geistesfreiheit geschöpft hat, sowie Muth und Kraft zum Kampfe mit der fanatischen Gemeinde des kleinen Städtchens Scabow, an deren Spitze ein Rabbi Todros steht, ein Mann, wie ihn Guzkow in seinen Sandos so treffend geschildert. Aber es herrscht noch düstere Geistesnacht in dem winzigen Städtlein; der junge Meier muß den alten, fanatischen Kabbalisten das Feld räumen, und traurig und gedankenvoll zieht er von dannen. Allein auf seiner Stirn hat er bereits das Zeichen der Freiheit, und in seinem Herzen trägt er die „Götter der Zukunft.“ Der Roman schließt mit den Worten: „Hat dieser verachtete, stuchbeladene und von allem entblöhte Mann das Ziel erreicht, welches er so leidenschaftlich anstrebte? Hat er in der weiten, unbekannten Welt Menschen gefunden, die ihm willig Thüren und Herzen öffneten und ihm den Weg zum Duell des Wissens bahnten? Ist er jemals nach seinem Geburtsort zurückgekehrt, oder wird er dorthin noch einmal zurückkehren, um mit seiner Vergebung auch zugleich das Licht zurückzubringen, kraft dessen sich dort dereinstens „die Cedar des Libanon“ erheben soll, wo vordem der niedere Dornstrauch gestanden? Wir wissen es nicht. Die Begebenheit ist noch zu jung, um bereits ihr Ende erreicht haben zu können. Aber eben deshalb, weil diese Begebenheit, wie so unendlich viele ähnliche, ihrem Ende so fern ist, deshalb, mein Leser welches Stammes Blut auch in Deinen Adern fließt, wie und auf welchem Fleck dieser Erde Du auch Gott verehrt — wenn Dir jemals auf Deinem Lebenswege Meier Gzowski begegnet, reiche ihm schnell und herzlich, freundlich und hilfreich die Bruderhand!“

Nicht minder ergreifend ist der Gegensatz der Ideale in dem dreibändigen Roman „Herr Graba“. Der Jugend des polnischen Volkes, welche in eitlem Tand ihre Kräfte vergeudet, wird ein gewöhnlicher polnischer Handelsjude gegenübergestellt

*) Deutsch von Dr. Nube in „Alte und Neue Welt“. Einiefedeln 1892, Benziger & Co.

**) „Im Käfig“ von G. Orzeszkowa. Autor. Uebersetzung von Dr. Heinrich Nube. Roman-Beilage des „Mährisch-Schlesischen Grenzboten“. Mährisch-Drauz 1894 u. 1895, Ernst Hebling.

†) In deutscher Uebersetzung in der Zeitschrift „Zur guten Stunde“, Berlin 1888.

‡) „Herr Graba“, Roman in 3 Bänden von Eliza Orzeszko. Deutsch von Malwine Blumenberg. Verlag von Emil Dominif. Berlin 1888.

der sein ganzes Leben und sein ganzes Vermögen dazu verwendet, um seine große Idee zu verwirklichen, nämlich den Tempel von Jerusalem wieder aufzubauen. Tief ergreifend, aber nur allzu wahr sind die Worte, welche Frau Orzeszko einem greisen Juden zu einem entarteten Sprossen eines alten Geschlechts sprechen ließ: „Dein Vater hinterließ Dir einen edlen hochklingenden Namen. Was hast Du damals gethan: Du beschuldetest ihn durch Deine Laster und Deine Schandthaten. Du verlebtest von Deinen Ahnen ein bedeutendes Vermögen. Wo ist dasselbe geblieben? Du hast es auf die empörendste Weise vergeudet. Siehe, ich der Sohn eines verachteten jüdischen Schänkers, ich setze meinen Fuß voll Verachtung auf Deinen Nacken, hochgeborener Herr! Dich verachten, Dir fluchen die Deinigen, und an Deinem Grabe wird Niemand eine Thräne weinen. Aber mich wird mein Volk nur segnen; denn ich that ihm bloß Gutes.“

Mit diesem Geſetz der Contraste sind wir aber bereits in der dritten Sphäre angelangt: hier herrscht das Talent unserer geistvollen Dichterin mit souveräner Macht. Sie führt uns auf die Höhen und in die Tiefen des Lebens, in die Paläste der Großen, wie in der Armuth Hütten; für jeden Schmerz, für jedes Weh hat sie ein Trosteswort, für jeden Fehler ein machsames Auge und eine ernste Rüge. Alle Schäden der Zeit heilt sie, alle Wunden der Gesellschaft deckt sie schonungslos auf, und als Universalmittel verordnet sie den Fortschritt, die Verschmelzung der Parteien und der Völker. Sie steht auf hoher Warte und hält Ausschau, wann das Morgenroth einer neuen Zeit für ihr armes Volk am fernen Horizont sich zeigen werde. Keineswegs giebt sie sich trügerischen Hoffnungen hin; an eine politische Auferstehung Polens, welche so viele ihrer Landsleute, namentlich Adel und Clerus, erhoffen, glaubt sie mit nichten, nein, sie erwartet und erhebt eine geistige Erlösung, die das Schlechte und Verderbliche in dem Charakter der Nation ausschleidet und das Gute und Edle darin rettet. Eliza Orzeszko haßt und verachtet kein Volk und keine Religion — kraft ihrer eminenten Begabung hat sie sich zu jenen lichten Höhen emporgeschwungen, wo aller Unterschied der Sprache und der Rationalität verschwindet, und wo nur das ewig Menschliche Bestand hat. Polnisch sind ihre Sprache und ihre Stoffe, französisch ihre feine Beobachtungsgabe, ihre Eleganz, deutlich endlich ihr warmes, tiefes Gemüthsleben. Ihren erhabenen Standpunkt als Weltbürgerin hat sie in ihrem großen Essay über „Patriotismus und Kosmopolitismus“ mit seltener Klarheit und Schärfe präcisirt.

Ihre Werke — im Ganzen fünfzig Bände — sind ins Französische, Deutsche, Böhmisches, Ungarische und Russische überſetzt.

Endlich möchten wir noch ein paar Worte über ihre Darstellung sprechen, welche für eine Romanchriftstellerin in der Regel von entscheidender Wichtigkeit ist. Genau wie George Sand, begann Frau Orzeszko mit phantastischer Ueberschwänglichkeit. Aber jedes neue Werk dokumentirte einen bedeutenden Fortschritt. Die Erzählung „Die Gespensier“ endlich zeigt die Dichterin auf der Höhe einer künstlerischen Composition, welche kaum ein zweiter polnischer Schriftsteller unserer Zeit erreicht haben dürfte. Vor allem gefällt ihre außerordentliche Klarheit, sowie ihre ungewöhnliche Feinheit der Charakterisirung, welche ihr den ersten Plaz in der polnischen Literatur sichert und ihr auch den Namen der „polnischen George Sand“ verschafft.

Ganz gewiß ist es keine leichte und keine dankenswerthe Aufgabe, welche sich Frau Eliza Orzeszko gestellt hat — die Veredlung ihres Volkes zu fördern. Sie hat sich diese Aufgabe nicht etwa aus Eitelkeit gestellt, auch nicht, um der Langeweile einer aristokratischen Existenz zu steuern, sondern durchglüht von dem Feuer eines inneren Berufes. „Ich schreibe, weil es einerseits meiner innersten Natur Bedürfnis ist,“ bekennt sie selbst in einem Briefe, „hauptsächlich jedoch deswegen, weil ich dadurch meinen Landsleuten, wenn nur in bescheidenem Maße zu nützen glaube.“ Länger denn zwanzig Jahre ist die edle, hochherzige Frau dieser ihrer Aufgabe unentwegt treu geblieben, obwohl es ihr an bitterer Enttäuschung und an schändem Undank keineswegs gefehlt hat.

Mag Eliza Orzeszkowa auch von vielen Dichtern vielleicht an formellem Geschick und an Vielseitigkeit übertroffen werden, zwei Vorzüge blieben ihr und werden ihr ewig bleiben — die unbedingte Wahrheit ihrer Schilderungen und die Bedeutung ihrer Stoffe für die Kenntniß des polnischen Landes und des polnischen Volkes.